

Leistet euch eine Utopie!

Autor(en): **Traitler, Reinhild**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **86 (1992)**

Heft 12

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-143735>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Leistet euch eine Utopie!

Drei «Zaubersprüche» gibt Reinhild Traitler den Zuger Maturandinnen und Maturanden 1992 mit auf den Weg. Vom Sehen der Wahrheit zur Parteilichkeit führt der erste Zauberspruch, weiter zur Wahl eines leidenschaftlichen Lebens ohne Absicherungen der zweite, zu einer neuen Erde durch globales Denken und lokales Handeln der dritte. Reinhild Traitler hat ihre bedenkenswerte Ansprache wider Resignation und «postmoderne» Beliebigkeit an der Maturafeier der Kantonsschule Zug vom 25. Juni 1992 vorgetragen. Red.

Liebe Maturandinnen und Maturanden, liebe Festgemeinschaft

«Jede Jugend ist die dümmste», hat meine berühmte österreichische Landsmännin, die Dichterin Ingeborg Bachmann, einmal gesagt, «und jede ältere Generation die schuldigste.» Jede Jugend ist die dümmste, weil es nicht genügt, das Leben zu wissen, man muss es erfahren. Jede Jugend ist die dümmste, weil sie gerade in ihrer Sehnsucht und ihrem Hunger nach Leben verführbar ist. Und jede ältere Generation ist die schuldigste, weil sie diese Verführbarkeit schamlos ausnützt. Sie hat schon alle Weichen gestellt und alle Netze ausgelegt. Sie hat die Dümmlsten schon umgarnt, mit Fürsorge, gutem Willen oder eiskalter Berechnung. Sie hat schon programmiert, was die Dümmlsten denken, wünschen und fühlen sollen.

Die Schuldigen haben den Dummen die Zukunft vorgezeichnet, das Ozonloch, den kaputten Planeten, die zerstörten Beziehungen. Und sie haben ihnen das Leben abgekauft, das ihnen eigene Leben, den Glanz des Jungseins.

Und hier stehe ich nun, eine Vertreterin der Schuldigen, vor euch, liebe Maturandinnen und Maturanden, und feiere mit euch den Tag, an dem euch bestätigt wird, dass ihr nicht zu den Dummen zählt. Ihr habt es geschafft, ihr habt eine Reife erreicht, die in Punkten und Noten bemessen wird, ihr seid reif für einen Übergang, überreif vielleicht. Vielleicht habt ihr die Schule satt, eure

Lehrerinnen und Lehrer, eure Eltern, seid froh, dass diese Zeit vorüber ist, die Zeit der Behütung, die ihr vielleicht auch als Zeit der Gängelung erfahren habt. Etwas ist zu seinem Ende gekommen, abgeschlossen.

«Commencement» heisst eine solche akademische Abschlussfeier auf englisch. Commencement: der Beginn. Wie jeder Beginn eine Zeit der Wende, des Abschieds und der Begeisterung. An dieser Wende möchte ich euch Mut machen, euch das Jungsein nicht abkaufen zu lassen. Kein Programm und keine Mode kann die Wahrheit, den Glanz und die Prophetie des Jungseins ersetzen: den Glanz des Lebens selbst, der nicht schon in genau abgewogene Portionen verpackt ist; in dem die Schönheit nicht im Trend liegt, sondern die allen Dingen innewohnende Wahrheit meint. Und die Prophetie, die entsteht aus der Solidarität mit den Anderen, den Schwachen und Machtlosen, denen, die auf unsere Unterstützung angewiesen sind. Die Solidarität nimmt die in unserem eigenen Leben vorhandene Sehnsucht nach Befreiung und Gemeinschaft auf und löst vielleicht auch etwas davon ein.

Commencement: der Beginn. Dem Anfang wohnt ein Zauber inne, etwas, das uns trägt und schützt. Aber auch eine Gefahr, weil wir uns den Weg, auf dem wir gehen, nie alleine machen. Und deswegen möchte ich euch ein paar Zaubersprüche mitgeben für die Zeit der Wende und die Zeit der Suche.

1. Die Wahrheit sehen in allen Dingen mög' euch gelingen!

«Wer blind, taub und stumm ist, wird hundert Jahre in Frieden leben», heisst ein Sprichwort im mafiageplagten Sizilien. Die *Omertà*, das Schweigen über die Verbrechen, die man weiss, gehört dort zur Überlebensstrategie der Menschen. Manchmal denke ich, dass wir uns ähnlich verhalten. Wir sitzen vor dem Fernseher, und das Blut der Opfer in Sarajewo rinnt geradewegs in unsere Wohnzimmer. Bei Wein und Käse können wir die Leiden der Welt im Infotainment-Block konsumieren: Auch wir versuchen uns zu schützen vor dem, was auf uns niederprasselt, und so sind wir vielleicht gleichzeitig die informierteste und die blindeste, taubste und stummste Generation, die es je gegeben hat. Wir wollen oder können nicht mehr hören und sehen. Wir haben verlernt, genau zu sein und zu unterscheiden.

Von der lateinamerikanischen *Befreiungstheologie* habe ich gelernt, dass am Anfang der religiösen Befreiungserfahrung ein sehender und hörender Gott steht: «Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten wohl gesehen, und ihr Schreien über ihre Treiber habe ich gehört», heisst es im 2. Buch Mose. Der Praxis der *Omertà*, dem blinden, stummen und tauben Sich-Verschliessen wird hier ein Verhalten der differenzierenden Anteilnahme entgegengestellt. Sehen und Hören: Genau hinsehen, wer leidet. Die Schreie der Schmerzen hören. Oder das Lachen der Lust am Leben. Das sind verschiedene Dinge. Die Unterschiede benennen.

Nicht alles verwischen, und sagen, wir sind alle gleich – es ist nicht wahr. In der *Frauenbewegung* habe ich begriffen, dass es auch für die Machtlosen wichtig ist, eine Identität zu haben, vorzukommen in der Sprache, nicht verschwiegen oder mitgemeint zu werden: Zu leicht können die jeweils Stärkeren die jeweils Schwächeren vereinnahmen, über sie verfügen, ihre Identität auslöschen.

Wirklich sehen und wirklich hören ist deswegen unter Umständen tatsächlich ein gefährliches Unterfangen. Die Sehenden beginnen nämlich zu reden, Fragen zu stellen. Sie beginnen, nach der Übereinstimmung von Sprache und Leben zu suchen. Was etwa

bedeutet der heute so hoch gepriesene freie Markt? Wirklich den Garanten der Freiheit der Wirtschaft? Oder verbirgt sich dahinter die Realität von Multis, Kartellen, Abschottung der Märkte, gar nicht zu reden von ungerechten Welthandelsstrukturen und vom Zerfall der Rohstoffpreise?

Wenn Sehen und Hören nicht einfach eine ästhetische Betrachtung bleibt oder zum Informationskonsum verkommt, dann kann es bald einmal geschehen, dass wir die bloss betrachtende Position aufgeben müssen und uns hineinbegeben in die Tiefe der Dinge. Ich denke, dass keine Sympathie, kein Mitleiden, aber auch keine Ekstase möglich ist, ohne dass wir den Dingen unter die Haut kriechen. Ohne dass uns die Augen übergehen und die Ohren, ohne dass wir unsere Stummheit aufgeben und reden, kann uns auch das Herz nicht übergehen. Es gibt keine Tiefe und Intensität des Lebens ohne *Parteilichkeit*. Am Anfang der religiösen Befreiungserfahrung steht ein parteilicher Gott, der Gerechtigkeit herstellen will, das heisst die Fülle des Lebens für alle Menschen.

Der Friede, den das sizilianische Sprichwort denen verheisst, die den Mund halten, ist deshalb die Ruhe eines Kirchhofs, in dem alles Leben und alle Hoffnung auf Glanz und Freiheit erstarrt sind. Das bringt mich zu meinem zweiten Spruch:

2. Lasst euch berühren, mit Leidenschaft das Leben zu führen.

Vor einigen Jahren habe ich in der Schweizerischen Management-Zeitschrift einen Artikel über den *typischen Jungunternehmer* gelesen. Stefan Vogler, der Präsident der Plenum-Jungunternehmer-Vereinigung Zürich, beschrieb den «jungen, zukunftsorientierten Unternehmer-Draufgänger» und kam dabei zu folgenden Idealvorstellungen:

«Er ist traditionalistisch und fortschrittlich
konsumorientiert und umweltbewusst
strategisch und chaotisch
qualitätsbewusst und schlampig
teamorientiert und individualistisch
kreativ und rezepttreu
kritisch und angepasst
staatstreu und revolutionär
reich und arm
ehrgeizig und minimalistisch

die Arbeit ist nicht sein halbes Leben,
sondern sein ganzes
sportlich und intellektuell
erfolgreich und dabei frustriert
grün und schwarz.»

Das ist eine interessante Liste. Wenn ich sie als Mutter eines neunzehnjährigen Sohnes betrachte, der vor einem Jahr die Matura gemacht hat, dann denke ich: «Ja, das stimmt, in solchen Paradoxen habe ich ihn und seine Freunde auch erlebt. Umweltbewusst und trotzdem fröhlich konsumierend, kritisch und angepasst, es geht ja gar nicht anders.» Aber die Moralistin in mir ist natürlich zutiefst misstrauisch bei der Betrachtung dieses idealtypischen Jungunternehmers, der seine Haut, seine Farbe und seine Bedürfnisse wechselt, wie es gerade kommt, flexibel und stur zugleich, um im Text zu bleiben. Die Kriterien für solches Handeln werden nicht mitgeliefert. Aber indem der Text suggeriert, dass es möglich ist, all das gleichzeitig zu sein, reich und arm, staatstreu und revolutionär, schwarz und grün, verwischt er natürlich sämtliche Unterschiede und überhaupt jede Qualität der Lebensführung.

Arm, reich, grün, schwarz, strategisch, chaotisch sind dann gleichwertige Portiöncchen in einem *Supermarkt des Verhaltens*. Dort kann man sich das alles abholen, durcheinander mischen, nach Gelegenheit verschieden variieren, und schon ist er da, der Erfolgsmann, für den die Arbeit nicht das halbe Leben ist, sondern das ganze. (Frauen kommen in dieser Etage sowieso nicht vor, und in dieser Sprache auch nicht, trotz Gleichberechtigung, sie dürfen dann allenfalls als Ehegattinnen auftreten, und die Männer zu ihrem ganzen Leben machen.)

Natürlich könnten wir dies jetzt als typisches Beispiel *postmoderner Beliebigkeit* abtun. Aber was heisst denn das eigentlich? Können wir uns zufriedengeben, in einer Zeit zu leben, die sich als «post» definiert? Postmodern, post-konfessionell, post-christlich? Können wir nach etwas leben, ohne andere Anhaltspunkte, als dass alles geht, solange es ästhetisch anspricht? Ich denke, dass wir den Glanz des Lebens nicht gewinnen können ohne Leidenschaft, und Leidenschaft heisst eine Wahl treffen, eine Entscheidung, sich an einer bestimmten Stelle engagieren, alles in die Waagschale werfen, ohne gleich

den Gegenwert als bare Münze auf dem Tisch zu erwarten. Leidenschaft heisst ungeteilt Eines wollen. Das ist ein Risiko. Es kann verwundbar machen. Aber es konzentriert auch die Kräfte.

Die Anhaltspunkte für das Eine, um das es geht, gewinnen wir sicher nicht auf dem Markt der Möglichkeiten der Postmoderne, sondern nur aus der Nähe zu denjenigen, denen ein Leben in Freiheit und Gerechtigkeit noch vorenthalten ist und für die die ungeteilten Menschenrechte noch nicht verwirklicht sind. Wenn ich die Augen und Ohren aufmache und sensibel werde für das, was um mich herum passiert, und für das, was mit mir selbst geschieht, ist es gar nicht möglich auf irgendeine Weise einfach alles zu haben: Dann kann ich nicht konsumorientiert und umweltbewusst sein, sondern ich muss mich entscheiden, umweltbewusst zu konsumieren. Dann kann ich mir als Wohlstandsbürgerin nicht auch noch die Armut unter den Nagel reissen. Meine seelische Verarmung, so real sie sein mag, wäre dann ein Hohn ins Gesicht der 15 Prozent der Schweizer Bevölkerung, die nach der Basler Armutsstudie unter der materiellen Armutsgrenze leben, gar nicht zu reden von jenen 70 Prozent der Weltbevölkerung, die das gleiche tun. Dann kann ich nicht staatstreu und revolutionär sein, das lässt den Begriff der Revolution zum Salonereignis verkommen; oder die Kreativität zur Spielwiese der angepassten Kultur. Hier müssen wir genau sein, sagen, was wir meinen, etwa Reformen, gewaltfreien Wandel, die kreative Gestaltung des Lebens in kleinen Räumen. Hier müssen wir eine *Wahl treffen*.

Aller postmodernen Beliebigkeit zum Trotz möchte ich euch nämlich einladen, das *leidenschaftliche Leben* zu wagen, für etwas unbedingt einzustehen, ohne Absicherungen und Versicherungen euch ganz dreinzugeben. *Franziskus* und *Clara von Assisi* kommen mir in den Sinn, die beiden grossen Heiligen des Mittelalters. Das waren ganz junge Leute, alle beide. Alle beide aus gutem Haus, die Eltern hatten Grosses vor mit ihnen, ein Leben als angesehener Geschäftsmann, eine standesgemässe Heirat. Statt dessen stiegen sie aus. Sie hatten etwas begriffen von ihrer Zeit, von der Arroganz der Reichen, von der masslosen Ausbeutung der Armen und von der nonchalanten Selbst-

herrlichkeit der mittelalterlichen Kirche. Und sie haben «nein» dazu gesagt mit der Unbedingtheit und Kraft ihrer Jugend. Sie haben etwas ganz Einfaches entdeckt: Dass man die Liebe zu allen Geschöpfen nicht einfach predigen kann, man muss sie leben. Das haben sie getan mit der ganzen Radikalität des Jungseins. Sie haben nicht versucht, alles zu sein, allen alles, sondern nur eines, eines ganz. Das macht ihren Glanz aus und ihr Strahlen, selbst über die Jahrhunderte hinweg. Sie zeigen uns die Schönheit eines ganz aus einem unbedingten Engagement gelebten Lebens. Sicher haben die meisten von uns nicht das Zeug, Franziskus oder Clara zu werden, und ich könnte mir vorstellen, dass so manche Eltern darüber ebenso enttäuscht wären wie die Eltern der beiden. Aber ich meine, dass uns solche Vorbilder noch etwas bedeuten können. Nicht als Schablonen zum Nachmachen – das geht nicht –, sondern als Symbole, dass das Leben grösser ist als das, was wir verwirklichen werden, dass es andere Möglichkeiten gibt.

Für etwas eintreten wäre auch ein Weg für uns. Für etwas übrigens – nicht für alles. Wer für alles eintreten will, überfordert sich. «Nicht alles tun, sondern etwas», hat Henry David Thoreau, der grosse amerikanische Philosoph und Vater der Theorie des zivilen Widerstandes, einmal gesagt. Das ist ein weiser Rat. Er nimmt uns in Pflicht, aber er bürdet uns keine untragbare Last auf. «Nicht alles tun, sondern etwas», ist eine Strategie gegen *Zynismus und Resignation*, jenen Luxus der Reichen, der bei uns zum guten Ton gehört, gegen die Haltung «Man kann sowieso nichts machen», die überhaupt nicht stimmt, weil Mann und Frau, wir alle, sehr viel machen können, weit mehr als wir glauben, wir müssen es nur tun.

Das bringt mich zu meinem dritten und letzten Zauberspruch:

3. Global denken, lokal handeln, so mögt ihr zusammen die Erde verwandeln.

Der grosse deutsche Pädagoge Ernst Lange hat einmal postuliert, dass es darauf ankäme, global zu denken und lokal zu handeln, das heisst den eigenen Lebensraum im Bewusstsein der gegenwärtigen und zukünftigen Be-

dürfnisse aller Menschen und der Natur auf unserem Planeten zu gestalten.

Ich denke, in den *500 Jahren Kolonialismus*, die wir ja immer noch nicht überwunden haben, ist es genau umgekehrt gelaufen. Die Völker Europas haben ihre Ideen, ihre Wertvorstellungen, ihre Art zu leben, zu glauben, zu lieben in alle Welt exportiert. Freundinnen und Freunde aus den Philippinen machen sich immer lustig darüber, dass ihr Land eine Mischung aus 300 Jahren spanischem Kloster und fünfzig Jahren Hollywood ist. In Manila kann man noch traditionelles spanisches Gebäck kaufen, das in Spanien schon seit hundert Jahren nicht mehr gebacken wird. Dort gilt aber auch noch ein repressives Ehe- und Familienrecht, das in Spanien längst abgeschafft ist.

Alle Schwachstellen, alles Veraltete des alten Europa haben wir zurückgelassen in Afrika, Asien und Lateinamerika. Genommen haben wir uns die Güter dieser Länder, ihre Arbeitskraft und als Zusatz vielleicht noch Ausgewähltes aus ihren Kulturen. Auch wenn die Schweiz nicht direkt mitbeteiligt war am Ausverkauf der Erde, profitiert sie immer noch fleissig an den vom Kolonialismus geprägten internationalen Strukturen. Eine *Weltordnung*, die ihre Kriterien in einem demokratischen Prozess aus den Bedürfnissen aller Erdbewohnerinnen und Erdbewohner gewinnt, steht noch in weiter Ferne, trotz aller Bekenntnisse, die George Bush zur Rechtfertigung des Golfkriegs bemüht hat.

Nicht einmal die *europäische Ordnung* ist aus den Bedürfnissen aller Europäerinnen und Europäer oder aus der Sorge um die seit Jahrhunderten überbeanspruchte Umwelt des Kontinents entstanden. Sie ist von oben geplant und von oben verordnet worden. Nun bin ich selber eine glühende Europäerin, und ich bin auch davon überzeugt, dass wir alle um Europa nicht herumkommen. Aber ich frage, ob nicht auch im Prozess der europäischen Integration jener fragwürdige Weg des globalen Handelns auf Grund eines sehr interessenbedingten Denkens eingeschlagen worden ist. Was wurde hier integriert? Doch nicht die Menschen Europas, sondern Kapital, Waren und Produktion. Menschen sind im neuen Europa frei verschiebbare Arbeits- und Konsumkräfte, die

Umwelt ein Kostenfaktor, das Soziale eine unangenehme Randbedingung, weil ja schwangere Frauen, kleine Kinder, Kranke und Alte erwiesenermassen nicht so mobil sind wie gesunde, gut ausgebildete Männer zwischen 20 und 45. Das neue Europa ist in dem Sinn menschen- und seelenlos. Es geht um Kapital- und Warenflüsse, um mobile Arbeitskräfte und angekurbelten Konsum – alles andere sind Begleiterscheinungen, die man in Kauf nehmen muss. Ihr Jungen seid auch hier die Dümmeren. Euch wird man das alles als unheimlich glatt verkaufen, man wird euch das konsumieren lassen, Mobilität, Reisen, andere Kulturen, oder im Grunde die gleiche Kultur, ob ihr in Spanien am Strand liegt oder auf den ostfriesischen Inseln. Gleiche Produkte, gleiche Ideen. Die jungen Männer mit Sprachen, Ausbildung und Drive werden durch die Länder jetten. Die jungen Frauen mit Sprachen, Ausbildung und Drive werden wieder vermehrt zu Hause bei den Kindern sein, entweder weil sie drei Jahre nach Madrid mitkommen müssen und zwei nach London, und da findet sich gerade nichts in ihrer Branche, oder weil sie besorgt sein sollen, den übermobilen Männern Wurzeln, Heim, Stabilisierungszonen zu bieten, und so der Firma den Herzinfarkt zu ersparen.

Wer nicht spürt, wandert ab in die Subkultur. Dort herrscht Wirklichkeitsflucht, dort ereignet sich der lautlose Protest. Und wer nicht mithalten kann, tut sich vielleicht anderweitig gütlich, in neuen Fundamentalismen, religiösen und nationalen, in Fremdenfeindlichkeit.

All das ist kein Zukunftsszenario, sondern das ereignet sich täglich, schon heute. Hier gilt es einzugreifen. Lasst euch die Kultur der kleinen Räume nicht wegnehmen. Das, was ihr selber machen könnt, wo ihr selber handeln könnt. Besteht auf *Demokratie*, nicht nur auf einer, die bereits gemacht wurde, sondern auf einer, die sich einmischt in die Prozesse, die Europa bis zum Ende des Jahrtausends prägen werden. Vielleicht wäre das das vornehmste Geschenk der Schweizerinnen und Schweizer an Europa: Die Vorstellungen von Basisdemokratie, die es in diesem Land gibt, im zukünftigen Europa wirksam zu machen und sie so auch wieder für die eigene Gesellschaft in Pflicht zu nehmen.

Schliesslich: Leistet euch eine *Utopie*! Ich weiss, das liegt augenblicklich nicht im Trend. Im heutigen Europa «laufen die Tatsachen den Ideen voraus», hat Jacques Delors einmal gesagt, es zählt das «Reale» und nicht die Vision. Wir haben keine Utopie, die uns ein geistiges Heimatgefühl geben könnte, etwas, wo wir uns ansiedeln könnten, wenn die Heimatländer sich wandeln.

Global denken, wirklich global denken, von den Andern her denken, uns als Teil der Erde begreifen, nicht als Herrscher, unsere zukünftige Identität aus der Nähe zu den Problemen der Welt gewinnen, wir haben sie schliesslich mitgeschaffen; und mit solchem Denken, solchem Engagement bewusst und leidenschaftlich im Lokalen, im Kleinräumigen leben, vielleicht wäre das eine mögliche Utopie? Ich setze ein Fragezeichen, weil ich euch nicht die Rettung eines Kontinents aufbürden will, einer Welt, die ihr nicht gemacht und die ihr euch nicht ausgesucht habt.

Ich möchte euch aber ermutigen, so zu leben, in eine *Zukunft* hinein, die euer Engagement, euren kritischen Widerstand und eure Utopie braucht, damit auch eure Kinder einmal hier stehen können, in fünf- und zwanzig, dreissig Jahren vielleicht. Die Luft wird noch zum Atmen sein, weil unsere Solarmobile lautlos und abfallfrei fahren. Das Orchester wird vielleicht immer noch Haydn spielen, aber vielleicht auch Volksmusik aus Schottland. Vielleicht hält jemand aus Norwegen den Festvortrag, oder aus Moskau. Vielleicht auch jemand aus Zaire, weil gerade die Vereinigten Staaten der Erde feierlich proklamiert worden sind und ihr auf dem Weg seid zu einer wirklich gleichberechtigten Weltgemeinschaft, und das ist ein schwieriger Weg.

Vielleicht werdet ihr dann dasitzen und euch über eure Kinder freuen, so wie das heute eure Eltern tun. Und vielleicht wird das dann kein Thema mehr sein, Beruf und Familie zu verbinden, Frauen und Männer machen das gemeinsam, und für euch ist es eine Selbstverständlichkeit geworden. Vielleicht ist gerade die letzte Waffe verschrottet worden, und eure Söhne und Töchter werden ihren Sozialdienst beim Schweizer Zweig der Internationalen Friedenstruppen absolvieren. Und die Bundesrätin, die für das Eidgenössische Departement für Gesamt-

verständigung verantwortlich ist, weil als Ehrengast unter euch und wird jetzt gleich die Preise verteilen. Sie werden nicht für akademische Leistungen übergeben, sondern für die kreativsten Experimente des Miteinanderlebens in der multikulturellen Gesellschaft.

Ja, wenn ich jetzt wirklich zaubern könn-

te, dann würde ich vielleicht eine solche Zukunft herbeizaubern. Aber weil ich das nicht kann, bleibt uns nichts anderes übrig, als sie zu schaffen – und das ist letzten Endes der spannende, geheimnisvolle Prozess des Lebens selbst. Für den wünsche ich euch Kraft und Leidenschaft und einen unerschöpflichen Berg Lebenslust.

Ina Praetorius

Menschenproduktion ohne Mütter?

In der Universitätsklinik Erlangen wurde eine hirntote schwangere Frau künstlich am Leben erhalten, um den Mutterleib bis zur Geburt des Kindes weiterfunktionieren zu lassen. Das Kind war beim Unfalltod seiner Mutter ein erst 12 Wochen alter, ausserhalb des Mutterleibes noch nicht lebensfähiger Embryo. Ob das medizinisch Machbare auch tatsächlich gemacht werden darf, beschäftigt seither einmal mehr die Öffentlichkeit. Ina Praetorius sieht den «Fall Erlangen» im Zusammenhang mit weiteren Versuchen, die Frau zur kindergebärenden Maschine zu degradieren oder als Mutter überhaupt überflüssig zu machen. Seit der Niederschrift des folgenden Kommentars hat die Natur selbst dieser makabren Ausgeburt medizinischer Allmachtsphantasien ein Ende bereitet: Das Kind ist in der 19. Schwangerschaftswoche tot zur Welt gekommen.

Red.

Wozu das alles?

Wieder ein Skandal aus der Küche der Fortpflanzungstechniker. Wieder kommt man uns mit der unschlagbaren Moral: Leben gelte es zu retten. Mit menschlichem Leben wird in Erlangen *experimentiert*. Das ist jedenfalls *auch* die Wahrheit.

Ich will den Ärzten nicht unterstellen, sie handelten *nur* aus wissenschaftlichen Interessen. Sicher kann die Vorstellung, da lebe noch etwas Kleines im Tod, rühren und Lebensretterinstinkte wecken. Aber allzu gut passt die tote Mutter mit dem lebenden Embryo in die internationale fortpflanzungstechnische Versuchsreihe: von den eingefrorenen Keimzellen über die Leihmütter, vom Wettkampf der Neonatologen um die jüngste überlebende Frühgeburt bis zur ersten künstlichen Gebärmutter. Es geht um die Erforschung und Simulation der weiblichen Gebärfähigkeit, um die Trennung des Embryos von seiner natürlichen

Umgebung, deutlicher: um deren *lückenlose Kontrolle*. Noch deutlicher (für viele längst zu deutlich): um Menschenproduktion ohne Mütter. Wer solche Zusammenhänge abstreitet, ist entweder naiv oder unredlich.

Wozu das alles? Darüber lässt sich spekulieren. Und es wäre an der Zeit, jedenfalls zu spekulieren, statt mit jedem neuen Fall, der aus den Fortpflanzungslabors an die Öffentlichkeit dringt, das *Theater vom lebenrettenden Arzt* neu zu inszenieren. Ist es die blossе wissenschaftliche Neugier, die Ärzte dazu treibt, das Geschehen im Mutterleib ans Licht zu ziehen? Gibt es diese «blosse» wissenschaftliche Neugier? Sie konzentriert sich immerhin je auf *bestimmte* Objekte, und welches diese Objekte sind, ist nicht reiner Zufall. Das Wort «Gebärneid» erntet allseits Hohngelächter (Mythologie! Mythologie!). Aber sollte man nicht doch einmal ernsthaft darüber reden, *warum* sich Wissenschaftler so brennend für den Vorgang der Schwangerschaft interessieren?